

Pascals Stellung zum Skepticismus.

Ein Beitrag zur Geschichte der neueren Philosophie.

Von Matthias Sierp.

(Fortsetzung.)

Zweiter Theil.

Beleuchtung der Anklage.

I. Princip und Methode der Interpretation.

Um die gegen Pascal erhobene Anklage des Skepticismus würdigen zu können, sind einige Bemerkungen über den Charakter seiner „Gedanken“ vorauszuschicken. Wie oben schon gesagt, schrieb Pascal seine Gedanken nur dann nieder, wenn sein krankhafter Zustand ihm solches erlaubte, so dass zwischen den einzelnen Niederschriften grosse Zwischenräume liegen. Da diese Fragmente nur ein Erinnerungszeichen für seinen persönlichen Gebrauch sein sollten, so drücken sie natürlich seine Gedanken höchst unvollständig aus, wenigstens für Andere, welche in seinen Gedankengang nicht eingeweiht sind. Positive Zeugnisse sagen aus, dass das Werk aus Dialogen und Briefen bestehen sollte. Es müssen sich also in dem vorbereiteten Material Einwürfe und Antworten darauf vorfinden; leider war die Arbeit nicht so weit gediehen, dass wir genau ermitteln könnten, ob irgend ein Fragment einen Einwurf oder aber einen aus der Seele Pascals geschöpften Gedanken enthält. Wir sind

¹⁾ Als die vorliegende Abhandlung schon seit längerer Zeit verfasst war, erschien in Frankreich über denselben Gegenstand ein Werk, dessen Titel lautet: „Etude sur le scepticisme de Pascal considéré dans le livre des Pensées par E. Droz“ (Paris 1886. 390 p.). Der Leser wird darin mehrere der hier ange deuteten Gesichtspunkte weiter entwickelt finden, ganz neue wesentliche Betrachtungen aber darin vergebens suchen.

deshalb nicht überrascht, Dunkelheiten oder gar Widersprüchen zu begegnen. „Die Gedanken Pascals,“ sagt Ch. Nodier, „waren kein Buch, sondern nur das Material zu einem Buche, und zwar ein Material, das, wie kaum ein anderes, Veränderungen unterlag. Wenn wir die Sache von diesem nach meiner Ansicht allein wahren Standpunkte betrachten, so werden wir wohl weniger geneigt sein, den verschiedenen Varianten eines formlosen Entwurfes, der überall Schwung, und um es frei herauszusagen, unvorsichtige Vermessenheit zeigt, grosse Wichtigkeit beizulegen. Es sind ja nur Improvisationen eines plötzlich erregten, aber von seinem Plane tief eingenommenen Geistes, der sich stets Einwürfe stellt, ohne Zeit zu einer Antwort darauf zu finden, ja der nicht einmal weiss, ob er jemals darauf antworten wird. Ausserdem wissen wir nicht, welchen Platz jedes einzelne Fragment in diesem ausgedehnten Plane einnehmen sollte.“ Wie Faugère mit Recht bemerkt, würde mancher Gedanke, der uns jetzt dunkel oder übertrieben vorkommt, klar, einfach und natürlich erscheinen, wenn wir ihn an der ihm im Ganzen zukommenden Stelle erblickten. Die ersten Herausgeber haben die Verwirrung noch vermehrt, indem sie dem ihnen bekannten Plane Pascals keine Rechnung trugen, sondern die schon genugsam verworrenen Gedanken auch noch ohne jegliche Ordnung abdrucken liessen. Die neuern Ausgaben liefern uns allerdings, jedes einzelne Fragment für sich betrachtet, einen sichern Text, aber einen inneren Zusammenhang in alle Bruchstücke haben sie nicht gebracht. Man kann deshalb Vinet nur beistimmen, wenn er sagt, dass auf den „unzusammenhängenden Lappen“, die man uns übergeben hat, Pascal nicht als ein Mensch figurirt, der schreibt, sondern als Einer, der erst denkt oder besser nach Gedanken sucht. „Man täusche sich nicht,“ sagt derselbe Verfasser, „viele seiner Behauptungen sind verkleidete Fragen. Statt zu sagen: Ist das so? sagt er oft: Das ist so. Er spricht absolut aus, was für ihn nur relativ (unter dem gerade betrachteten Gesichtspunkte) wahr ist. Zuweilen ist er selber es nicht einmal, der spricht, sondern ein Dritter, sein Gegner vielleicht. Man müsste keine Erfahrungen im schriftstellerischen Berufe haben, um nicht sofort meine Voraussetzungen zuzugeben. Denken heisst abwechselnd bejahen und zweifeln, fragen und antworten. . . . Viele Leute können nur mit der Feder in der Hand denken. Das war bei Pascal zwar nicht der Fall, aber dennoch gibt uns ein guter Theil seines Werkes nicht das Resultat seines Denkens, sondern

vielmehr die innere Gedankenarbeit selbst, ich möchte sagen die Gährung seines Geistes.“

Von diesem Gesichtspunkte nun müssen wir stets die Bruchstücke Pascals betrachten und uns folglich bei ihrer Auslegung davor hüten, ungerechte Schlüsse über die Tragweite gewisser Sätze zu ziehen. Beobachten wir nur, was in der alltäglichen Kritik vorgeht. Was antworten gewöhnlich die Schriftsteller, wenn man ihre Ansichten auf Grund von Citaten aus ihren Werken angreift? Sie sagen, man verdrehe den Sinn ihrer Worte, indem man sie aus dem Zusammenhange reisse, während sie in diesem Zusammenhange ihre natürliche Erklärung fänden. Und meistens haben sie Recht. In höherem Grade lassen sich diese Grundsätze auf Pascal anwenden. Wenn man mit Recht hat sagen können: „Gib mir nur vier Zeilen eines Menschen und ich mache mich anheischig, ihn an den Galgen zu bringen,“ was für Unheil würde man erst mit den vielen Bruchstücken anrichten können, die Pascal gewissermassen inmitten eines beständigen Todeskampfes niederschrieb, und zwar bloss um seinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen?

Aus diesen Bemerkungen ergeben sich ohne Weiteres auch die Regeln, die bei der Auslegung der Gedanken Pascals maassgebend sein müssen. Ein doppeltes Verfahren kann im Allgemeinen eingeschlagen werden.

Das erstere wird von den Gegnern Pascals befolgt. Sie gehen vom Grundsatz aus, dass derselbe als Jansenist und eifriger Vertheidiger dieser Irrlehre ein Feind der menschlichen Vernunft sein musste. Um die jansenistische Lehre von der Erbsünde und der Gnade nicht zu verleugnen, musste er der gefallenen Vernunft alle Fähigkeit, wenigstens in religiösen Dingen die Wahrheit mit Gewissheit zu erkennen, absprechen. Dieses vorgefasste Urtheil suchen sie sodann dadurch zu rechtfertigen, dass sie aus dem ganzen Werke prägnante Stellen mit skeptischem Anstrich auswählen, ohne zu untersuchen, ob dieselben nicht etwa richtige Gedanken bloss zu allgemein ausdrücken oder auch übertreiben. Wie wir schon bemerkten, ist es freilich ein Leichtes, solche Gedanken ausfindig zu machen. Diese oft dunklen Aeusserungen und Uebertreibungen werden sodann verallgemeinert und so glauben sich die Gegner berechtigt, Pascal als einen Skeptiker darzustellen.

Das andere Verfahren entspricht mehr den Principien einer gesunden Kritik. Es besteht darin, dass man zuerst nach dem

allgemeinen Zwecke und dem Grundgedanken Pascals forschet, um aus diesem heraus die dunkeln und widersprechenden Gedanken zu erklären. Es muss wenigstens der ernstliche Versuch gemacht werden, einen solchen Grundgedanken herauszufinden, in dessen Lichte die vorgeblichen Widersprüche zwischen einzelnen Gedanken sich ausgleichen lassen.

Es braucht wohl nicht näher dargethan zu werden, dass von den beiden Methoden nur die letztere die unsrige sein könne. Wenn schon Pascal ein eifriger Anhänger des Jansenismus gewesen, so folgt daraus doch nicht, dass er die äussersten Consequenzen des Systems gezogen habe. Es muss überhaupt als Regel gelten, dass eine Irrlehre zwar durch die aus ihr entspringenden Absurditäten widerlegt, der Irrende aber darum nicht für alle aus diesem Irrthume herleitbaren Consequenzen verantwortlich gemacht werden kann, ausser wenn er dieselben selbst ausdrücklich anerkennt. Ist es doch eine geschichtlich zu erweisende Thatsache, dass noch niemals ein falsches und verderbliches Princip bis zu seinen äussersten Consequenzen durchgeführt worden ist. Der gesunde Menschenverstand schützt oft die schwache Vernunft vor allzuschweren Verirrungen, und seine Herrschaft ist auch bei Pascal in hohem Grade erkennbar.

Wir müssen also zunächst den Grundgedanken Pascals aufsuchen, um die übrigen Fragmente daraus zu erklären. Wo aber denselben finden? Vor allen Dingen nicht in den einzelnen Fragmenten selbst, deren Zusammenhang mit dem ganzen Werke ja nicht deutlich genug hervortritt, sondern in anderen vollständigeren, mehr abgeschlossenen Abhandlungen, z. B. über das Leere, über den geometrischen Geist, über die Ueberredungskunst. Die erste dieser Abhandlungen ist nun gleich schon dem Skepticismus ganz und gar entgegengesetzt. Allerdings schliessen gerade hieraus die Ankläger, dass diese Abhandlung in eine Zeit fällt, wo Pascal noch nicht im allgemeinen Zweifel befangen war. Letztere Behauptung ist aber durchaus willkürlich, da wir die Zeit der Abfassung nicht bestimmen können. Das Bruchstück, welches wir besitzen, scheint nur die Vorrede zur Abhandlung über das Leere zu bilden. Diese letztere war aber im Jahre 1651 noch nicht vollendet; denn in einem Briefe Pascals an Ribeyre vom selben Jahr heisst es: „Sie werden diese (Folgerungen) bald in einer Abhandlung ausgeführt sehen, an deren Vollendung ich arbeite (dans un traité que j'achève).“ Die Vorrede ist schwerlich früher geschrieben; Havet meint, sie

müsse wenigstens vor der sog. grossen Bekehrung (1654) abgefasst sein. Danach würde sie also in die Zwischenzeit zwischen den beiden Bekehrungen Pascals (1646—1654), aber nicht vor das Jahr 1651 fallen. Wenn wir nun aber Sainte-Beuve Glauben schenken, so wäre Pascal gerade um diese Zeit, nämlich in den fünf Jahren vor seiner „zweiten Bekehrung“ Skeptiker gewesen. Andererseits findet Havet in dem Fragmente Aeusserungen, deren Spitze gegen die Jesuiten gerichtet sein soll, weil diese angeblich in der Theologie anstatt Schrift und Kirchenväter ausschliesslich die Vernunft gebrauchten. Ist diese Bemerkung begründet, so würde die Abfassung des Fragments auf eine Zeit hindeuten, wo Pascal schon ganz jansenistisch gesinnt und vielleicht schon in Polemik gegen die Jesuiten eingetreten war. Es ist also den Anklägern Pascals nicht gestattet, dieses Fragment als einer frühern Periode angehörend zurückzuweisen.

Die Abhandlung über den „geometrischen Geist“ ist ebenso wie diejenige über die „Ueberredungskunst“ nach Havet zu einer Zeit entstanden, wo die religiöse Richtung Pascals schon stark hervortrat, ohne sich jedoch in theologischen Betrachtungen bereits ganz zu verlieren. Havet vermuthet deshalb, beide Abhandlungen seien in der ersten Zeit seines zurückgezogenen Lebens in Portroyal, kurz vor den Provinzialen, also gegen 1655, verfasst, während Faugère (citirt von Schwartz in seiner deutschen Ausgabe der Gedanken Pascals, I, 153) meint, dass verschiedene Umstände bezüglich der Abfassung des letzten Fragments auf das Jahr 1657 oder 1658, die Zeit zwischen den Provinzialen und den Schriften über das Formular, hindeuten. In beiden Fragmenten wittert Havet den Skepticismus.

Alle drei Abhandlungen sind also zu einer Zeit geschrieben, wo Pascal schon den Plan eines Werkes zur Vertheidigung der Religion gefasst hatte und an dessen Ausführung arbeitete. Die Behauptung, es würden uns die Ueberzeugungen Pascal's darin unter einem ganz andern Gesichtspunkte als in seinem apologetischen Werke dargestellt, muss als durchaus unbegründet zurückgewiesen werden. Uebrigens werden wir im Folgenden Gelegenheit finden, diese Uebereinstimmung auch positiv nachzuweisen.

Wie die Anklage, so wird auch die Vertheidigung drei Gesichtspunkte ins Auge fassen. Zuerst ist zu untersuchen, ob Pascal dem theologischen Skepticismus im weitesten Sinne gehuldigt, d. h. ob er nur in und durch den Glauben an die Offenbarung sichere

Wahrheitserkenntniss anerkannt habe; diese Frage wird sich erledigen, indem wir seine Stellung zu den Grundgewissheiten, d. h. zu den Grundlagen des natürlichen Wissens, erörtern. Dann werden wir erforschen, ob er wenigstens dem theologischen Skepticismus im engeren Sinne verfallen gewesen sei und damit seine Stellung zu den Grundwahrheiten der sittlichen Ordnung und der natürlichen Religion darthun. Endlich werden wir die Anklagen Havet's und Lescocour's, wonach Pascal entweder einem blinden oder nur auf Wahrscheinlichkeit beruhenden Glauben gehuldigt hätte, auf ihren Werth zu prüfen und so seine Stellung zu den Glaubwürdigkeitsmotiven der christlichen Religion darzulegen haben.

II. Pascals Stellung zu den Grundgewissheiten.

Wenn wir der erkannten Wahrheit so entschieden zustimmen, dass jede Furcht vor Irrthum ausgeschlossen ist, so besteht für uns Gewissheit. Diese ist also die feste, jeden Zweifel und jede Furcht des Irrthums ausschliessende Zustimmung des Denkgeistes zu einer wirklichen oder scheinbaren Wahrheit. Eine unwillkürliche, durch keine Reflexion hervorgebrachte Gewissheit besitzen wir als eine glückliche unverlierbare Gabe der Natur in der Herrschaft der Wahrheit über den Menscheng Geist, welche ihm Gewissheit selbst gegen seinen Willen gibt. Aber diese unwillkürliche Gewissheit kann in der Reflexion theilweise erschüttert werden, indem der nachdenkende Mensch findet, dass er nicht wenige Kenntnisse für wahr gehalten hat, welche sich als falsch oder doch als zweifelhaft herausstellen. Es wird dadurch der denkende Geist veranlasst, seine unwillkürliche Gewissheit einer Prüfung zu unterziehen, um die Tragweite ihrer Berechtigung kennen zu lernen. Bei dieser Prüfung wird sich bald herausstellen, dass die unwillkürliche Gewissheit nicht immer auf Wahrheit beruht, dass überhaupt das menschliche Wissen ein beschränktes und deshalb ein der Gefahr des Irrthums unterliegendes ist. Ein innerhalb gewisser Grenzen gehaltener Zweifel ist darum nicht allein möglich, sondern auch berechtigt. Ein solcher Zweifel reicht natürlich nicht hin, die Anklage des Skepticismus zu begründen. Skeptiker ist man nur dann, wenn man überhaupt keinen Gewissheitsgrund anerkennt, sondern den Zweifel geradezu zum Princip erhebt, auf alle Wahrheiten ausdehnt und die Möglichkeit der Ueberwindung desselben durch das ver-

nünftige Denken von vornherein ausschliesst. Ein solcher principieller Zweifel, solch ein systematisches Verzweifeln an aller Wahrheit hat durchaus keine Berechtigung.

Es gibt also Grundgewissheiten, deren Leugnung den Skeptiker kennzeichnet, welche aber so feststehen, dass der Versuch, sie ernstlich zu bezweifeln, sich sofort als vergeblich erweist. Es gibt eine Grundbedingung, eine Grundthatsache und eine Grundwahrheit. Die Grundbedingung ist die natürliche Befähigung der Vernunft zur Erkenntniss der Wahrheit; denn nur die wahrheitsfähige Vernunft kann nach Wahrheit streben. Die Grundthatsache ist die eigene Existenz, da selbst der Zweifel an unserm eigenen Dasein die Wirklichkeit desselben nothwendig einschliesst. Die Grundwahrheit endlich ist das Gesetz des Widerspruchs, mit dessen Leugnung die absolute Denkwilckür zum Gesetz erhoben und der Skepticismus zum Princip erhoben würde. Ausserdem wäre es unsinnig und unsittlich, das Dasein der Aussenwelt und die Existenz der sittlichen Ordnung ernstlich zu bezweifeln. Der Zweifel am Dasein der Aussenwelt im Ganzen würde das Denken, welches ohne ein Nicht-Ich, ohne Gegenstände nicht bestehen kann, unmöglich machen und zugleich mit dem Leben in den grellsten Widerspruch treten, während der Zweifel an der Gewissheit der obersten Principien des sittlichen Handelns und der sittlichen Ordnung einen Protest des Gewissens hervorrufen würde, der nur durch Aufgeben jenes Zweifels zu beschwichtigen wäre¹⁾.

Wie verhält sich nun Pascal zu jenen Grundgewissheiten?

Ausdrückliche Aeusserungen, worin Pascal seine eigene Existenz oder das Dasein der Aussenwelt angezweifelt hätte, werden selbst von seinen Anklägern nicht beigebracht. Doch sollen viele Fragmente darthun, dass er thatsächlich dem radikalsten Zweifel gehuldigt habe. „Pascal,“ sagt Havet, „nimmt alle Principien des Skepticismus an und stimmt in alle Consequenzen dieses Systems ein: nämlich, dass der Mensch nichts mit Gewissheit erkennen kann, sei es, weil die Dinge selbst keine unwandelbare Wesenheit haben, sei es, weil der Mensch keine Fähigkeit besitzt, das Unwandelbare in den Dingen zu erfassen oder weil alle seine Vermögen trügerisch sind. Er billigt alle Consequenzen des Skepticismus, nämlich dass die ganze Weltordnung ohne feste, unwandelbare Grundlage sei, dass es also keine Wissenschaft, sondern nur subjective Ansichten

¹⁾ Vgl. Hagemann, Logik und Noetik, S. 193. Freiburg 1887.

gebe, keine Moral, sondern nur Sitten, kein natürliches Recht, sondern nur Gebräuche.“ Er verherrliche den Skepticismus und sage ausdrücklich: „Der Pyrrhonismus ist die Wahrheit.“ Selbst das Widerspruchsgesetz werde von ihm umgestossen, indem er sage: „Alle ihre Grundsätze sind wahr, die der Pyrrhonianer, der Stoiker, der Atheisten u. s. w., aber ihre Folgerungen sind falsch; denn die entgegengesetzten Grundsätze sind ebenfalls wahr.“ Havet und Lescoeur wollen in Pascals Gedanken alle Gründe entwickelt finden, welche die alten und die neuern Skeptiker vorbrachten, um den allgemeinen Zweifel zu rechtfertigen. In kein Erkenntnissmittel habe er Vertrauen: Auctorität, Sinne und Vernunft seien in seinen Augen gleich verdächtig. Besonders aber greife er die Vernunft als Erkenntnissmittel mit grosser Bitterkeit an. Die Regeln der Vernunft, wie sie von den Logikern gelehrt werden, vergleiche er (art. VI, 49.) mit den Gesetzen, welche sich die Soldaten Mahomets und die Räuber gegeben haben. „Unsere ganze Vernunftthätigkeit (raisonnement) besteht darin, dass wir dem Gefühle nachgeben (art. VII, 4).“ „Allerdings wäre die Methode, vollkommene Beweise zu bilden, schön, aber sie ist durchaus (absolut) unmöglich“ (Geom. Geist.). Das Manuscript weist eine Stelle auf, die, wenn auch (von den Freunden Pascals vielleicht) durchgestrichen, doch der getreue Ausdruck seiner Gesinnung sein soll, worin es heisst: „Es ist möglich, dass es wahre Beweise gibt, aber es ist nicht gewiss; jedoch dies beweist nichts Anderes, als dass es nicht gewiss ist, dass Alles ungewiss ist — zur Verherrlichung des Pyrrhonismus.“ Auch gestehe er, „die Dogmatisten seien, seitdem die Welt besteht, die Antwort auf den Haupteinwurf der Pyrrhonianer schuldig geblieben.“ Dazu komme die überaus düstere Schilderung, welche er von der Ungewissheit menschlicher Kenntnisse mache: „Ich blicke um mich herum und sehe überall nur Dunkelheit . . . Wir sehnen uns nach Wahrheit und finden in uns nur Ungewissheit . . . Wir befinden uns zwar in der Unmöglichkeit, Wahrheit und Glück nicht zu wünschen, aber wir sind weder der Gewissheit noch des Glückes fähig.“

Dieser Anklage gegenüber haben wir dreierlei zu thun: 1) durch klare unzweideutige Aussprüche Pascals zu zeigen, dass er die Grundgewissheiten anerkannte; 2) gewisse Eigenthümlichkeiten der Pascal'schen Erkenntnisstheorie zu erörtern, um daraus 3) den skeptisch klingenden Aeusserungen Pascals eine natürliche Deutung zu geben.

A. Pascals Anerkennung der Grundgewissheiten.

Es würde hier das ganze Fragment der schon erwähnten Abhandlung „über das Leere“ zu citiren sein. Havet selbst muss bekennen, dass dieses Fragment von tiefem Glauben an die Kraft und die Fortschritte der Vernunft zeugt, einem Glauben, der „dem Genie Pascals so angemessen war und nur durch eine gewisse Krankheit seines Geistes erstickt werden konnte.“ „So sehr man mit Pascal mitleidet“, fügt derselbe Schriftsteller hinzu, „wenn seine Denkkraft sich überanstrengt, um sich selbst der Ohnmacht zu überführen, so hochofrennt ist man zu hören, wie er in beredten Worten die ganze Tragweite des menschlichen Geistes, seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, seine endlosen Erfindungen anerkennt. Anstatt dieser verzweifelten Beredtsamkeit, die den Menschen zur Verdummung treibt, ist man glücklich zu sehen, wie er mit gesundem fröhlichem Sinne die Unabhängigkeit und Oberherrschaft der Vernunft preist und gegen die abergläubische Hochhaltung des Alterthums protestirt. Hier ist Alles bewundernswerth, sowohl wenn er sagt, die Wahrheit sei älter als alle Meinungen, welche man von ihr gehabt, als auch wenn er grossartig entwickelt, dass wir in uns selbst dieses Alterthum finden, welches wir in Andern verehren.“ Diese Worte eines Anklägers überheben uns der Mühe näher darzuthun, dass Pascal die volle Befähigung der Vernunft zur Erkenntniss der Wahrheit anerkannt habe. Es ist nicht die Spur von Skepticismus in diesem Fragmente zu entdecken; eher könnte man gegen ihn den Vorwurf eines übertriebenen Dogmatismus erheben.

Ebenso entschieden spricht Pascal sich in seiner Abhandlung über „den geometrischen Geist“ aus; nur dass hier das Eigenthümliche seiner Erkenntnistheorie stark hervortritt, weshalb wir die bezüglichenden Aeusserungen für die Erörterung dieser Theorie aufbewahren.

In der Abhandlung über „die Kunst zu überreden“ stellt Pascal den Verstand als den natürlichsten Weg dar, auf dem Ueberzeugungen in die Seele eindringen, und er spricht von Wahrheiten, die im Bereiche der Vernunft liegen, zum Unterschiede von den göttlichen, übernatürlichen Wahrheiten, die von Gott in die Seele gelegt werden. Principien der Wahrheiten des Verstandes sind ihm die natürlichen, allgemein anerkannten Wahrheiten.

In der Gedankensammlung sagt Pascal (art. VIII, 26): „Wenn man Jemanden mit Nutzen bessern und ihm zeigen will, dass er im

Irrthume befangen ist, so muss man zusehen, von welcher Seite er die Sache betrachtet; denn von dieser Seite ist sie gewöhnlich wahr . . . Man wird nicht böse darüber, dass man nicht Alles gesehen hat, aber man will nicht zugeben geirrt zu haben. Vielleicht kommt dies daher, dass der Mensch natürlicher Weise nicht Alles zu durchschauen vermag, und dass er von Natur aus nicht irren kann nach der Seite, welche er gerade betrachtet. So sind z. B. die Anschauungen der Sinne immer wahr.“ Könnte Pascal wohl ausdrücklicher und entschiedener als hier geschieht, die natürliche Wahrheitsbefähigung der Vernunft behaupten?

Art. VIII, 6 spricht Pascal von der Art und Weise, wie der Mensch zur Erkenntniss der ersten Principien, „an deren Bekämpfung die Pyrrhonianer vergebens arbeiten,“ gelangt. Fragm. 9: „Wir haben eine Idee von der Wahrheit, die für den ganzen Pyrrhonismus unüberwindlich ist.“ Fragm. 1: „Die Principien werden gefühlt, die Sätze aber durch Schlussfolgerung erkannt: und zwar Alles mit Gewissheit, aber auf verschiedenen Wegen.“ Havelmeier meint zwar, durch solche Aeusserungen gerathe Pascal mit sich selbst, und zwar im selben Artikel, in Widerspruch, da er kurz vorher noch die Vernunft der Ohnmacht angeklagt habe. Wir werden später sehen, dass dieser Widerspruch nicht besteht.

Den deutlichsten Beweis, dass Pascal die Grundgewissheiten keineswegs leugnete, können wir dem art. XXIII entnehmen. Havelmeier selbst kann nicht umhin zu bekennen, dass mehrere Fragmente dieses Artikels den Skepticismus positiv ausschliessen und die Auctorität der Vernunft ausdrücklich feststellen. Pascal betont freilich die Unzulänglichkeit der Vernunft gegenüber manchen Wahrheiten nicht bloss der übernatürlichen, sondern auch der natürlichen Ordnung, aber er thut es in einer Weise, die den Rechten der Vernunft gebührende Rücksicht trägt. Die Erkenntniss ihrer Unzulänglichkeit hält er für den letzten Schritt der Vernunft, die nur schwach sei, wenn sie nicht so weit gehe. Aus der Erkenntniss ihrer Grenzen soll die Vernunft die Pflicht entnehmen, mit Vorsicht zur Wahrheit und Gewissheit zu gelangen: „Man muss zweifeln, wo es angemessen ist, versichern, wenn es nothwendig ist und sich unterwerfen, wo es sich gebührt (Fr. 2).“

Denselben Gedanken finden wir in einem gestrichenen Fragmente in anderer Weise ausgedrückt, die wir hier hervorheben,

weil die Gegner sich darauf stützen, um ihn zu entstellen. Er hatte zuerst geschrieben: „Man muss folgende drei Titel besitzen: Pyrrhonianer, Geometer und unterwürfiger Christ. Diese Titel stehen mit einander in Einklang und beschränken sich gegenseitig, indem man zweifelt, wo man es muss, behauptet, wo man es muss, sich unterwirft, wo man es muss.“ „Unterwirft man Alles der Vernunft, so hat unsere Religion nichts Geheimnissvolles und Uebernatürliches mehr; verstösst man aber gegen die Principien der Vernunft, so wird unsere Religion widersinnig und lächerlich. Das Christenthum besteht also ebenso in der Unterwerfung wie im Gebrauche der Vernunft.“ — „St. Augustin sagt: Die Vernunft würde sich niemals unterwerfen, wenn sie nicht einsähe, dass es Umstände gibt, in denen sie sich unterwerfen muss.“ — „Nichts ist der Vernunft angemessener, als diese Verleugnung der Vernunft.“ — „Zwei Uebertreibungen: die Vernunft ausschliessen und nichts als Vernunft annehmen. Der Glaube sagt zwar etwas, was die Sinne nicht sagen, aber auch nicht das Gegentheil von dem, was die Sinne sehen. Er ist über den Sinnen, aber nicht gegen dieselben.“

Im Fragment 49 des art. XXV lesen wir: „Weit entfernt, dass es eine Regel eurer Zustimmung sei, irgend etwas gehört zu haben, sollt ihr vielmehr nichts glauben, ohne euch in den Zustand zu versetzen, als wenn ihr nichts davon gehört hättet. Die Uebereinstimmung eurer selbst mit euch selbst, die beständige Stimme eurer Vernunft und nicht die Anderer ist es, die euch zum Glauben bewegen soll.“

Diesen so klaren Aeusserungen über die Rechte und die Befähigung der Vernunft zur sicheren Erkenntniss der Wahrheit könnten wir noch andere hinzufügen; doch wollen wir erst im folgenden Abschnitte darauf zurückkommen, weil sich in ihnen zugleich das Eigenthümliche der Erkenntnistheorie Pascals zeigt. Hier sei nur bemerkt, das Pascal ganz entschieden einen Gewissheitsgrund annimmt, über dessen Werth sich vielleicht streiten lässt, dessen blosse Aufstellung allein aber beweist, dass Pascal dem Skepticismus nicht gehuldigt habe, da dieses System ja gerade in der Leugnung eines solchen Gewissheitsgrundes besteht.

Havet sucht vorstehende Zeugnisse, besonders die dem Art. XIII entnommenen dadurch zu entkräften, dass er ihnen einen ganz verschiedenen Charakter beilegt und sie nicht auf die Vertheidigung der Religion, sondern auf die jansenistische Polemik sich beziehen

lässt. Pascal sei kein Skeptiker mehr, weil er ein Sektirer geworden, und da beide Eigenschaften im Grunde mit einander unvereinbar sind, so verscheuche der Jansenist den Pyrrhonianer. Der Pyrrhonismus könne allerdings zur Unterwerfung führen, aber nur zu einer vollständigen, bedingungs- und rückhaltlosen Unterwerfung. Bleibe nun Pascal seinem Skepticismus treu, so sei er ohne alle Vertheidigungsmittel gegen die Auctorität: er müsse ja dem Papste gehorchen und das Formular unterschreiben. Widerstehe er hingegen, so geschehe es, weil er seiner persönlichen Vernunft und seinem eigenen Urtheile vertraue; dann sei er aber auch kein Skeptiker mehr. Eine sonderbare Inconsequenz Pascals! „Wie!“, sagt Havet, „die Vernunft kann nicht entscheiden, ob es einen Gott gibt und dieselbe Vernunft kann den Papst des Irrthums zeihen, wenn er über die Gnade eine Entscheidung trifft!“

Eine solche Erklärung ist allerdings bequem, um lästigen Zeugnissen zu entgehen, aber unbegründet und durchaus willkürlich ist sie ohne Zweifel. Es findet sich in dem ganzen XIII. Artikel auch nicht die leiseste Andeutung einer Beziehung auf die jansenistische Polemik. Vielmehr ergibt sich aus diesen Fragmenten, dass Pascal trotz seines leidenschaftlichen Jansenismus die äussersten Consequenzen desselben verleugnete. Wie hier, so lässt er auch im 18. Provinzialbriefe dem gesunden Menschenverstand sein Recht. „Woher werden wir also die Wahrheit der Thatsachen erlernen? Mit den Augen, mein Pater, die darüber rechtmässige Richter sind, wie die Vernunft es über die natürlichen und vernünftigen, der Glaube über die übernatürlichen und geoffenbarten Dinge ist. Denn, da Sie mich dazu zwingen, so will ich Ihnen sagen, mein Pater, dass nach der Ansicht der grössten Kirchenlehrer, des hl. Augustinus und des hl. Thomas, diese drei Principien unserer Erkenntniss: Sinne, Vernunft und Glaube, alle ihren besondern Gegenstand haben und dass jedes seine Gewissheit in diesem Bereiche hat. Und da sich Gott der Sinne hat bedienen wollen, um dem Glauben Eingang in unser Herz zu verschaffen, so ist der Glaube weit entfernt, die Gewissheit der Sinne aufzuheben; es hiesse vielmehr den Glauben vernichten, wenn man das getreue Zeugniss der Sinne in Zweifel ziehen wollte.“ Aus allen diesen Stellen spricht der gesunde, durch den Jansenismus ungetrübt gebliebene Verstand Pascals, der keinem Erkenntnissgrunde die ihm zukommende Gewissheit abspricht.

B. Eigenthümlichkeiten der Erkenntnisstheorie Pascals.

Seine Erkenntnisstheorie entwickelt Pascal vornehmlich in den beiden fragmentarischen Abhandlungen über den „geometrischen Geist“ und über die „Kunst zu überreden“, sowie in Fragm. 6. art. VIII. Doch finden sich auch in andern Fragmenten Andeutungen über denselben Gegenstand. Die Eigenthümlichkeiten dieser Theorie bestehen in folgenden Momenten:

1. In einer übertriebenen Vorliebe für die mathematische Beweismethode, wodurch er sich dazu verführen lässt, die in andern Wissenschaften üblichen Beweise gering zu schätzen. Beweis hiefür ist ein Fragment, das nach der Aussage des Abschreibers auf einem besonderen Papierblatt stand: „Das Verfahren die Beweise schlagend (*convaincantes*) zu machen, kann ich nicht besser illustriren, als indem ich das der Geometrie erkläre. Ich habe diese Wissenschaft gewählt, weil sie allein die wahren Regeln der Schlussfolgerung (*du raisonnement*) kennt und, ohne sich bei den allzu natürlichen Regeln des Syllogismus aufzuhalten, sich auf die wahre Methode der Beweisführung stützt, welche sonst fast unbekannt und deren Kenntniss doch so vortheilhaft ist, dass unter sonst gleichen Geistern derjenige den Vorrang behauptet und neue Kraft empfängt, welcher den geometrischen Geist besitzt.“ — „Ich will also erklären, was ein Beweis ist, und zwar am Beispiel der Geometrie, welche unter den menschlichen Wissenschaften fast die einzige ist, die eine untrügliche Beweisführung besitzt, weil sie allein die wahre Methode beobachtet, während alle andern in Folge einer natürlichen Nothwendigkeit in einer gewissen Verwirrung befangen sind, welche die Geometer allein äusserst zu erkennen wissen.“¹⁾

Aus der Vorliebe Pascals für die mathematische Beweismethode erklärt sich auch

a. sein Begriff einer höheren, vollendeteren Methode. Zur wahrhaft vollkommenen Methode können wir nach ihm niemals gelangen, selbst die Geometrie nicht und was die Kräfte der Geometrie übersteigt, das übersteigt des Menschen Kraft überhaupt. „Diese wahre Methode,“ sagt Pascal, „welche Beweise von höchster Vollkommenheit zu liefern geeignet wäre, würde hauptsächlich darin bestehen, dass man keinen Ausdruck gebrauchte, ohne dessen Sinn genau zu erklären, und keinen Satz aufstellte, ohne ihn durch bereits

¹⁾ Im Original heisst es: „savent extrêmement connaître“, vielleicht für: „savent entièrement éviter.“

bekannte Wahrheiten zu beweisen. . . . Diese Methode wäre freilich schön, aber sie ist schlechterdings unmöglich; denn es ist klar, dass die ersten Ausdrücke, die man definiren wollte, schon frühere zu ihrer Erklärung voraussetzen würden, und dass die ersten Sätze, die bewiesen werden sollen, andere vorangehende voraussetzten; und so erhellt, dass man nie zu den ersten gelangen kann. Deshalb kommt man nothwendig, wenn man die Untersuchung immer weiterführt, auf gewisse ursprüngliche Wörter, die man nicht weiter definiren kann, und auf so klare Principien, dass man keine anderen finden kann, die noch klarer wären, um durch sie jene zu beweisen. Woraus erhellt, dass die Menschen einer natürlichen unabänderlichen Ohnmacht unterliegen, wenn es gilt, irgend eine Wissenschaft in schlechthin vollendeter Ordnung zu behandeln.“ Es versteht sich von selbst, dass die „vollendetere Methode“, von der Pascal hier spricht, an und für sich durchaus unmöglich und widersinnig ist, da der Mensch, wie überhaupt jedes Vernunftwesen, um so vollkommener erkennt, je mehr er die Wahrheit der Dinge unmittelbar ohne Beweisführung erkennt. Wichtig ist aber die Bemerkung, dass Pascal in dieser Unfähigkeit eine wahre Unvollkommenheit erblickt, woraus er an mehreren Stellen denn auch die Schwäche des Menschen herleitet. So in mehreren Fragmenten des Art. VIII, aus denen wir das 6. hervorheben: „Diese Ohnmacht, (die ersten Principien zu beweisen), muss demnach nur dazu dienen, um die Vernunft, die über Alles urtheilen möchte, zu demüthigen, nicht aber um unsere Gewissheit zu bekämpfen, als wenn nur die (schliessende oder beweisende) Vernunft uns zu belehren im Stande wäre.“ Viele andere Gedanken, welche die Ohnmacht der menschlichen Vernunft so grell schildern, beziehen sich gerade auf diese Unvollkommenheit, vermöge welcher wir nicht Alles beweisen können. Wir dürfen deshalb auf solche Aeusserungen kein zu grosses Gewicht legen. Denn obschon Pascal darin einen Grund der Verdemüthigung für die Vernunft erblickt, so erkennt er andererseits dennoch ausdrücklich an, dass der Beweis nicht immer zur Gewissheit nothwendig ist. „Wollte Gott,“ sagt er im selben Fragmente, „dass wir im Gegentheil ihrer (der Vernunftbeweise) nie bedürften und Alles durch Instinkt und Gefühl erkannten. Aber die Natur hat uns dieses Gut versagt, hat uns nur wenige solcher Kenntnisse gegeben und alles Andere kann nur durch Schlussfolgerung (raisonnement) erkannt werden.“

b. Eine eigenthümliche Ansicht, die aus dem entwickelten Begriffe einer vollendeteren Methode fliesst, besteht in der Unterscheidung zwischen „überzeugend“ und „gewiss“. „Daraus folgt aber nicht,“ lesen wir in der Abhandlung über den geometrischen Geist, „dass man jede Ordnung (Methode) aufgeben soll. Es gibt ja eine solche, diejenige der Geometrie nämlich, welche zwar niedriger steht, insofern sie weniger überzeugend ist, ohne aber deswegen weniger gewiss zu sein.“ In mehreren Gedanken tritt diese Unterscheidung scharf hervor. So wenn er sagt: „Es ist also der Mangel einer Definition (oder eines Beweises) eher eine Vollkommenheit, als ein Fehler, weil er nicht von der Dunkelheit herkommt, sondern im Gegentheil von derartig äusserster Klarheit, dass sie die ganze Gewissheit des Beweises hat, wenn sie auch die Ueberzeugungskraft desselben nicht hat.“ Ueberzeugend scheinen demnach Pascal nur Sätze zu sein, die mathematisch aus andern bekannten, aber ebenfalls beweisbaren Sätzen hergeleitet werden, oder solche Wahrheiten, die sich durch

die Macht des Beweises dem Geiste so unwiderstehlich aufdrängen, dass er sie auch gegen seinen Willen anzuerkennen gezwungen ist. Wenn er also sagt, das Dasein Gottes oder die Religion seien nicht durch „überzeugende“ Beweise erwiesen, so müssen wir dies nach seiner eigenen Erklärung (art. X. 5) dahin verstehen, dass diese Beweise einem verhärteten Atheisten die Zustimmung abzuwingen ausser Stande seien.

2. Die zweite Eigenthümlichkeit der Pascal'schen Erkenntnistheorie betrifft den Gewissheitsgrund der ersten Principien. In Uebereinstimmung mit jeder gesunden Philosophie zeigt P., dass die Gewissheit derselben nicht auf Beweisen, sondern auf ihrer unmittelbaren Klarheit oder ihrer innern Evidenz beruht. Merkwürdig ist nur die Bezeichnung des Gewissheitsgrundes als eines „natürlichen Lichtes“, auch „Natur“ genannt. „Sie (die geometrische Methode) definirt zwar nicht Alles und beweist nicht Alles und hierin steht sie unter jener (vollendeteren Methode); aber sie setzt doch nur Klares und nach dem natürlichen Lichte Haltbares voraus. Sie ist darum vollkommen wahr, weil die Natur sie stützt, wenn die Beweisführung versagt. Diese vollkommene dem Menschen angemessene Ordnung besteht nicht darin, dass man Alles definire und Alles beweise, noch darin, dass man Nichts definire und Nichts beweise, sondern liegt in der Mitte: sie gibt keine Definition vom Klaren und doch definirt sie alles Andere; sie beweist nicht Alles, was dem Menschen bekannt ist, aber sie beweist alles Andere. Gegen diese Ordnung sündigen ebensowohl die, welche Alles definiren und beweisen wollen, als die, welche es dort vernachlässigen, wo keine Evidenz herrscht.“ — „Sie (die Geometrie) macht es ebenso mit dem zweiten Punkte, dem Beweise der Sätze, welche nicht evident sind. Denn wenn sie bei den ersten anerkannten Wahrheiten angekommen ist, so steht sie still und verlangt, dass man dieselben zugestehe, da es nichts Klareres gibt, wodurch man sie beweisen könnte, und so ist Alles, was die Geometrie aufstellt, vollkommen erwiesen, sei es durch das natürliche Licht (die natürliche Einsicht) oder durch Beweise. Daher kommt es, dass diese Wissenschaft nicht Alles definirt und beweist. Es geschieht aus dem einzigen Grunde, weil es unmöglich ist. Aber da die Natur Alles gibt, was diese Wissenschaft nicht bietet, so gewährt ihre Ordnung zwar keine übermenschliche Vollkommenheit, aber sie besitzt alle Vollkommenheit, zu welcher überhaupt Menschen gelangen können.“

Diese innere Evidenz der unbeweisbaren Sätze also wird, hier wie auch sonst, „natürliches Licht“ oder „Natur“ genannt (cf. Art. VIII).

Halten wir uns diese Eigenthümlichkeiten gegenwärtig, so kommt in die verschiedenen, dem Anscheine nach sich widersprechenden Fragmente dieses Artikels vollkommenes Licht. „Die Hauptstärke der Pyrrhonianer — ich lasse die Unbedeutenderen bei Seite — besteht darin, dass wir von der Wahrheit dieser Principien ausserhalb des Glaubens und der Offenbarung keine andere Gewissheit haben, als dass wir sie als natürlich in uns fühlen. Allein dieses natürliche Gefühl ist kein überzeugender Beweis ihrer Wahrheit.“ „Soll man darum an Allem zweifeln? Nein; so weit zu gehen ist unmöglich. Ich versichere fest, es habe niemals einen nach seiner ganzen Handlungsweise vollkommenen Pyrrhonianer gegeben. Die Natur hält die ohnmächtige (beweisunfähige) Vernunft aufrecht und hindert sie, bis zu diesem Punkte sich zu verlieren.“ — Lediglich um die Dogmatisten, welche Alles, auch die Grundgewissheiten, beweisen zu können sich rühmen, zu demüthigen, sagt er: „Wird man demnach behaupten, er (der Dogmatist) besitze mit Gewissheit die Wahrheit — er, der, wenn ein wenig gedrängt, gar keinen Titel dafür aufweisen kann und gezwungen ist, das Erfasste aufzugeben?“ Beide Gesichtspunkte, die Unbeweisbarkeit der Grundgewissheiten und ihre Gewissheit kraft der menschlichen Natur (d. h. der innern Evidenz), sind in folgender Aeusserung zusammengefasst: „Die Natur beschämt den Pyrrhonianer und die Vernunft beschämt den Dogmatisten.“ Dass es sich hier nicht um die Leugnung aller Gewissheit handle, sondern nur um den Nachweis, dass die Dogmatisten keinen Beweis für die Grundgewissheiten liefern können, geht aus dem 6. Fragmente desselben Artikels hervor, wo es heisst: „Wir wissen, dass wir nicht träumen, wenn wir auch noch so sehr ausser Stande sind, es zu beweisen.“

Was hier Natur oder natürliches Gefühl genannt wird, nennt Pascal anderswo auch „Herz“ oder „Gemüth“ (coeur). So im bereits citirten 6. Fragm.: „Wir erkennen die Wahrheit nicht bloss mit der Vernunft, sondern auch mit dem Herzen. Auf letztere Weise erkennen wir die ersten Principien. Vergebens sucht die Vernunft mit Schlussfolgerungen dagegen zu kämpfen, die daran keinen Theil haben. Die Pyrrhonianer, welche nur dieses Ziel haben, mühen sich vergebens ab. Wir wissen (siehe oben). Aus dieser Ohnmacht folgt nur die Schwäche unserer Vernunft, aber keineswegs die Ungewissheit all unserer Kenntnisse, wie sie behaupten. Denn die Kenntniss der ersten Principien steht ebenso fest, als alle die Kenntnisse, welche Schlussfolgerungen uns vermitteln. Auf diese Kenntnisse des Herzens und des Instinktes muss die Vernunft sich stützen und auf sie alle ihre Schlussfolgerungen (discours) gründen Die Principien werden gefühlt, die Folgerungen erschlossen: Alles mit Gewissheit,

nur auf verschiedenen Wegen. Und es wäre ebenso lächerlich, wenn die Vernunft vom Herzen Beweise für die Wahrheit der ersten Principien verlangen wollte, um ihnen ihre Zustimmung geben zu können, als wenn das Herz von der Vernunft ein Gefühl der Wahrheit aller Sätze, welche sie beweist, fordern wollte, bevor es sie annähme.“ Derselbe Gedanke liegt auch dem schon citirten berühmten Fragm. 9 zu Grunde: „Nous avons une impuissance à prouver invincible à tout le dogmatisme, nous avons une idée de la vérité invincible à tout le Pyrrhonisme.“ Dasselbe gilt von art. VII, Fragm. 4: „Die ganze Vernunftthätigkeit läuft darauf hinaus, dem Gefühle nachzugeben.“

3. Pascal betont ferner in seiner Erkenntnistheorie eine längst anerkannte, wenn auch sonst zu wenig hervorgehobene Wahrheit, nämlich den Einfluss des Willens auf die Vernunftthätigkeit.

Er bespricht diesen Einfluss in seiner Abhandlung über die Ueberredungskunst: „Jedermann weiss, dass es zwei Wege gibt, auf denen Ueberzeugungen in der Seele aufgenommen werden; es sind die beiden Hauptvermögen, Verstand und Wille . . . Ich behaupte also, dass Verstand und Herz gleichsam die Thore sind, wodurch die in unserm Bereiche liegenden Wahrheiten in unsere Seele einziehen, von denen aber nur wenige durch den Verstand dahingelangen, wogegen zahlreiche vermöge der verwegenen Launen des Willens ohne den Rath der Vernunft Eingang gewinnen. Diese Vermögen haben beide ihre Principien und einen letzten Grund ihrer Handlungen. Diejenigen des Verstandes sind natürliche, allgemein anerkannte Wahrheiten oder auch besondere Axiome (sic), welche wenn einmal zugegeben, obgleich vielleicht falsch, dennoch ebenso mächtig sind, den Glauben zu bestimmen, als die wahrsten. Diejenigen des Willens aber sind gewisse natürliche, allen Menschen gemeinsame Wünsche, z. B. das Verlangen nach Glückseligkeit, oder auch besondere Gegenstände, nach denen Jemand strebt. Die Beschaffenheiten der Dinge, für welche wir Jemanden gewinnen wollen, sind mannigfaltig. Die einen ergeben sich mit Nothwendigkeit aus gemeinsamen Principien und anerkannten Wahrheiten; von diesen kann man unfehlbar überzeugen. . . . Einige von ihnen stehen in enger Verbindung mit Gegenständen, welche uns Befriedigung verschaffen . . . und es ist unvermeidlich, sobald man die Seele darauf aufmerksam gemacht hat, dass sie sich mit Freuden zu ihnen hinwendet . . . Aber es gibt Fälle, in denen die Dinge, von denen man überzeugen will, zwar auf anerkannten Wahrheiten beruhen, aber zugleich unsern liebsten Neigungen zuwiderlaufen. Bei ihnen ist grosse Gefahr vorhanden, dass sie die oben erwähnte, nur allzuhäufig wiederkehrende Erfahrung bestätigen, nämlich, dass diese gebieterische Seele, die sich rühmte, nur nach Vernunftgründen sich bestimmen zu lassen, in schimpflicher blinder Wahl dem Verlangen eines verdorbenen Willens folge, wie stark sich auch immer der aufgeklärteste Verstand dagegen sträuben mag. Alsdann entsteht ein unentschiedenes Schwanken zwischen der Wahrheit und der Lust und ein Kampf, dessen Erfolg ungewiss ist.“

Wir brauchen wohl diesen Gedanken Pascals nicht weiter zu verfolgen, da er aus der angeführten Stelle klar genug hervortritt. Er will als eine Quelle des Zweifels oder des Irrthums die böse Stimmung des Willens oder des Herzens aufzeigen, eine Wahrheit,

welche die grössten Geister des Alterthums und der Neuzeit anerkannten und Fichte kurz und kräftig ausdrückte in dem Satz: „Unser Denksystem ist oft nur die Geschichte unseres Herzens.“ Der pythagoräische Lehrsatz, meint de Bonald, wäre schon lange mit zahlreichen Gegengründen bekämpft worden, wenn daraus die Nothwendigkeit der Bekämpfung der Leidenschaften folgte. — Als Heilmittel gegen diesen verderblichen Einfluss der Leidenschaften empfiehlt Pascal die Läuterung des Herzens durch die Bekämpfung des Bösen und durch Angewöhnung des Guten vermittelt der christlichen Uebungen. Doch genügt es hier, diesen Gedanken angedeutet zu haben. Seine Anwendung findet er nicht so sehr hier, wo es sich um die Grundgewissheiten handelt, als später, wenn von den Wahrheiten der natürlichen oder der übernatürlichen Religion die Rede sein wird.

4. Eine weitere Eigenthümlichkeit Pascals ist es, dass er den mathematischen Begriff des Unendlichen auf die Natur überträgt. Wenn jede Ausdehnung als unendlich vergrössert oder durch Theilung verkleinert gedacht werden kann, so folgt nach ihm, dass in der Natur wahre Unendlichkeit im Grossen wie im Kleinen herrscht und folglich der Mensch wegen seiner Beschränktheit in einem Missverhältnisse zur Natur steht. Aus diesem Satze heraus begründet er die Unfähigkeit des Menschen, sich von der Natur eine vollkommene, d. h. Alles umfassende und bis zum tiefsten Grunde vordringende Wissenschaft zu erwerben. Den unvermittelten Uebergang von der mathematischen Grösse zur Wirklichkeit finden wir in der Abhandlung über den „geometrischen Geist“ nur angedeutet, in den Gedanken des ersten Artikels aber, dessen 1. Fragm. in der Original-Handschrift den Titel: „disproportion de l'homme“ trägt, näher ausgeführt. Ueberhaupt spielt der Begriff des Unendlichen in den Gedanken eine grosse Rolle und die dabei übliche Verwechslung der abstracten mit der concreten Ordnung bringt eine gewisse Unklarheit und Verwirrung in seine Betrachtungen, wie wir später sehen werden.

5. Eine letzte Eigenthümlichkeit der Erkenntnisstheorie Pascals besteht in der Behauptung, dass der Mensch nur dasjenige als wahr annehmen könne, dessen Gegentheil ihm als falsch erwiesen sei. Diese Behauptung wird in seiner Abschweifung über die „beiden Unendlichen“ folgendermassen ausgeführt: „Es ist eine natürliche Krankheit des Menschen, dass er

die Wahrheit unmittelbar zu besitzen glaubt. Daher kommt seine stete Bereitschaft, Alles zu leugnen, was ihm unbegreiflich ist; während er natürlicherweise vielmehr nur die Lüge kennt und nur diejenigen Dinge als wahr annehmen sollte, deren Gegentheil ihm falsch erscheint. Deshalb muss man bei der Unbegreiflichkeit irgend eines Satzes das Urtheil darüber aufschieben und ihn nicht auf diesen Grund hin leugnen, sondern sein Gegentheil untersuchen. Findet man dieses als offenbar falsch, so kann man den ersten Satz, so unbegreiflich er auch sein mag, kühn bejahen.“

Dieser Grundsatz enthält allerdings einige Wahrheit. In Bezug auf das Unendliche ist es unzweifelhaft, dass zuerst das Endliche erkannt wird, dessen Verneinung uns dann zum Begriff des Unendlichen hinführt. Auch kann man es hingehen lassen, dass die Erkenntniss der Falschheit einer Behauptung uns die bewusste Kenntniss der entgegengesetzten Wahrheit vermittelt. Dass aber jedweder Erkenntnissact, anstatt unmittelbar auf die Wahrheit, vielmehr erst auf ihr Gegentheil, die Lüge oder die Falschheit gerichtet sein müsse, um erst aus der Verneinung derselben das Wahre zu erkennen, ist doch zum Mindesten höchst zweifelhaft. Pascal scheint diesen Grundsatz wirklich zu allgemein aufzufassen, wenn er z. B. sagt (art. VI, 60): „Es ist wahr, wird man sagen, dass der Mord schlecht ist; ja freilich, denn wir kennen ja recht gut das Böse und das Falsche.“ Doch wie dem auch sei, soviel ist gewiss, dass die Anklage des Skepticismus auf den hier von Pascal ausgesprochenen Grundsatz nicht gestützt werden kann, da er anerkennt, dass wir wenigstens auf diesem von ihm beschriebenen Wege zur gewissen Erkenntniss der Wahrheit gelangen können.

(Fortsetzung folgt.)